

MOVEMENT AND GENEROSITY



Ein Gespräch mit Francesca Ferguson

Frau Ferguson, was ist das Ziel von Urban Drift?

Es ist der Versuch, eine transdisziplinäre Auseinandersetzung zu schaffen mit Stadt und Architektur. Das bedeutet, so viele unterschiedliche Positionen und Disziplinen wie möglich in einen breit gefächerten Diskurs einzubeziehen. Es geht darum, Tendenzen auf- oder ihnen vorzugreifen, und um die Fragen: Wie lassen sich starre Ansätze in Architekturtheorie und -gestaltung auflockern oder auflösen, wie kommt man zu einer anderen Form von architektonischer und auch interdisziplinärer Praxis?

Gibt es dabei eine spezifische Herangehensweise?

Ich kann nicht sagen, dass ich nach einem bestimmten theoretischen Ansatz vorgehe. Ich sammle Inhalte und stelle sie zusammen; das ist sehr persönlich. Absolut grundlegend ist, dass ich versuche, theoretische Konzepte und Projekte aus der Praxis zu vermitteln und zwar auf konzeptuell so präzise Weise, dass auch die wissenschaftlichen Disziplinen sie aufgreifen können. Zugleich aber gibt es immer einen spielerischen Aspekt.

Wie sieht das binnenstrukturell aus?

Urban Drift war immer ein wenig eine „One-Woman-Show“, aber ich kann nicht so tun, als hätte ich das ganze Wissen. Ich bin keine Architektin, ich höre mich um. Seit letztem Jahr gibt es einen Verein, aber wenn es darum geht, wer an Urban Drift beteiligt ist, würde ich sagen: Das fluktuiert, je nachdem, um welche Themen es geht. Es kommen immer wieder Leute dazu, die den Prozess als Moderatoren und Kritiker beraten.

Auch aus „fachfremden“ Gebieten?

Das sind alles Menschen, die sich mit Urbanismus und Urban Theory auseinander setzen, im weitesten Sinne, und intelligent über ihre Praxis, ob das jetzt Stadtplanung, Design oder Film ist, reden können. Das Vorgehen baut auf Dialog auf; ich beobachte etwa die Kunstpraxis und frage, wie sich das in die Architektur fügt: Wie vernetzt man das? Das Aufbrechen von Szenen ist mir sehr wichtig, um eine Art „inclusive practice“ zu betreiben.

Es gibt also nicht eine dogmatische Erkenntnisperspektive, sondern ein flexibles System von Entscheidungen?

Ja. „Drift“ bedeutet Tendenz und Sich-treiben-lassen. Cedric Price meinte einmal, er finde diesen Begriff wunderbar: „It implies movement and generosity.“

Formal geht es dabei um Symposien, Veranstaltungsbeteiligungen, Ausstellungen oder ähnliches?

Das Format ändert sich je nach Kontext. Eine der größten Veranstaltungen fand im „Café Moskau“ statt: ein leer stehendes Gebäude, drei Tage und Nächte reanimiert von Urban Drift mit verschiedenen eingeladenen Urbanisten, Musikern, Künstlern. Die Symposien, wie sie 1999 begonnen haben, waren eingebunden in interdisziplinäre Medienfestivals, „Berlinbeta“, die es nicht mehr gibt, die aber den Rahmen gesetzt haben für Fragen, wie etwa neue Medien die Gestaltung von Raum, überhaupt das Raumgefühl beeinflussen. Ein zweiter thematischer Strang basiert darauf, dass ich seit dem Fall der Mauer sehr viel in Berlin gearbeitet und die rasante Stadtplanungsphase einschließlich ihrer Auswirkungen auf den Einzelnen miterlebt habe. Daraus resultierte die Auseinandersetzung damit, wie man diese Eindrücke aufgreifen, sie in Gestaltung umwandeln kann.

Ihre Ernennung zur Generalkommissarin für den Deutschen Pavillon auf der diesjährigen Architekturbiennale ist Ergebnis

auch dieser Arbeit. Mit welchem Konzept konnten Sie sich im Bewerbungsverfahren durchsetzen?

Ich möchte die deutsche Architekturszene aus einem anderen Blickwinkel darstellen: als erfinderisch, spielerisch, humorvoll – und nicht noch einmal das eine „Statement“ machen. Zu sagen, deutsche Architektur sei ökologisch korrekt, sachlich, gutes Handwerk usw., wäre bestimmt auch berechtigt, bietet aber keinen wirklichen Diskursstoff. Da gibt es keine Radikalität und auch keinen Raum für Selbstironie, für Distanz zur Praxis des Architekten. Die Arbeit mit Urban Drift bietet in dieser Hinsicht eine gewisse Erfahrung. Und vielleicht habe ich als Engländerin auch eine gewisse Distanz zu der deutschen Art, sich selbst Probleme zu schaffen.

Heißt das, es ist bei dieser Aufgabe von Vorteil, Engländerin zu sein und damit möglicherweise weniger die Schwere der Verantwortung zu fühlen: sich im deutschen Sinne richtig verhalten zu müssen?

Ich würde sagen, ja. Andererseits bin ich halb deutsch. Ich kenne die Mentalität gut genug. Ich fühle schon eine große Verantwortung, weil es eine ehrenvolle Aufgabe ist. Es geht nicht um ein anarchisches Unterminieren; ich möchte wirklich, dass eine Aussage deutlich wird, dass Leute in den Deutschen Pavillon gehen und sagen: „Ah, das habe ich nicht erwartet, das gibt es auch“. Ich behaupte nicht, dass das die einzige Perspektive ist, aber es ist ein Weg zu zeigen, dass es genug Architekten in Deutschland gibt, die eine gewisse Selbstreflexion besitzen und etwas zum internationalen Diskurs beitragen können. Dass es diese Positionen gibt, habe ich mit Urban Drift immer behauptet.

Wie wird sich das Konzept konkretisieren?

Ich möchte versuchen, den Deutschen Pavillon in seiner Architektur selbst nicht zu problematisieren, sondern mit einer „Deutschlandschaft“ ein Panorama zu erzeugen, das sich durch die Räume zieht und sämtliche präsentierten Projekte in sich trägt. Das spielt auf die romantische Idee des Panoramas an, geht aber ein wenig anders mit der „Deutschlandschaft“ um. Das Thema ist „Metamorphose“; gleichzeitig wird der Blick so auf urbane oder suburbane Zwischenstadtlandschaften gelenkt, auf die man sich normalerweise nicht konzentriert, weil sie irritieren oder als ohnehin unlösbare Problemzonen betrachtet werden.

Sie wollen also keinen repräsentativen Querschnitt deutscher Wirklichkeit darstellen, sondern sind bewusst subjektiv und konzeptionell bei der Auswahl.

Die kuratorischen Berater und ich sind uns einig, dass man zeigen sollte, wie man in Kleinstädten, am Stadtrand, in der Zwischenstadt und im Niemandsland – im Grunde geht es nicht nur um Deutschland, sondern um Euroland – mit alltäglichen, banalen, belanglosen

aktuell

Architekturen und urbanen oder suburbanen Zonen umgeht. Wo wurden Baunormen oder vorhandene Architektur verschoben, verändert? Wo tun sich andere Blickwinkel auf? Und dabei stößt man eben nicht unbedingt auf große, spektakuläre Projekte, sondern auf eher kleine, homöopathische Eingriffe, die einen auch – das finde ich sehr wichtig – zum Schmunzeln bringen, weil sie zeigen, dass man spielerisch sein und Regeln biegen kann.

Wenn Sie die Biennale in ihrer Bedeutung einschätzen: Was, glauben Sie, kann Ihr Konzept bewirken?

Es kann vielleicht bewirken, dass die deutsche Architekturszene ein anderes Image bekommt. Das haben etwa die Niederländer mit „Superdutch“, die Briten mit ihrer young-british-architects-Szene längst erreicht: die mediale Vermittlung einer heterogenen Szene, die Interesse weckt und aus der eine gewisse Kraft geschöpft werden kann, auch in der Selbstdarstellung der Deutschen. Und das nicht zu sehr zu problematisieren, sondern die Frage zu stellen: Wie fügt man diese Szene in einen internationalen Kontext, so dass es künftig mehr Dialog, mehr Import/Export dieser Talente gibt?

Man kann sicherlich feststellen, dass das Thema Architektur und Stadt in Deutschland bisher keine breite populäre Relevanz hat; es wird kaum außerhalb von Fachzirkeln diskutiert...

Da würde ich wirklich angeben und behaupten: Urban Drift hat das schon geschafft. Und ich muss ehrlich sagen, ich habe mich nie so sehr – wahrscheinlich werde ich jetzt erst damit konfrontiert – für die deutsche Architekturszene als Fachpublikum interessiert. Und interessanterweise haben ganz ehrwürdige Mitglieder dieses Fachpublikums die Ansätze von Urban Drift kaum verfolgt. Aber es gibt schon eine Aufmerksamkeit bei jüngeren Architekten und bei progressiveren der älteren Generation, die gesehen haben, dass es eine Bereicherung sein kann, wenn man einen Filmemacher oder einen Designer in den Diskurs einbindet.

Dennoch sind die kommunikativen Defizite im Hinblick auf Architektur und Stadt kaum zu leugnen.

Könnte sein, aber der Punkt ist: Es ändert sich wirklich etwas und zwar seit letztem Jahr. Durch den Umgang mit Baukultur, Stadtbau, die Krise in den ostdeutschen Bundesländern. Dass etwa ein Projekt wie „Hotel Neustadt“, bei dem ein Architekt mit lokalen Gruppen und unter Teilnahme von Künstlern und Architekten einen leeren Plattenbau besetzt und drei Monate nutzt, davon zwei Wochen als öffentliches Hotel gestaltet, mit einem Preis über 30.000 Euro ausgezeichnet wird, finde ich großartig. Es bestätigt, dass solche Strategien auch anerkannt werden und sich der Diskurs jetzt öffnet.

Sie konstatieren einen positiven Trend.

Ich will einfach nicht behaupten, dass alles schlecht ist. Wäre das der Fall, wäre ich nie zu dieser Aufgabe gekommen, sondern im subkulturellen Kontext Berlins geblieben. Es gibt positive Tendenzen, vom Ministerium aus, vom Bauhaus Dessau, von jungen Architekten, die sich zusammenschließen, auf unterschiedlichsten Ebenen. Man muss nur die Bürokratie ein bisschen auflockern. Die Deutschen sind grundsätzlich sehr offen, das ist nicht das Problem.

Francesca Ferguson, Gründerin der interdisziplinären Plattform Urban Drift in Berlin, ist Generalkommissarin der Bundesregierung für den Deutschen Pavillon der diesjährigen Architektur-Biennale in Venedig. Im Rahmen von Urban Drift, 1999 ins Leben gerufen und seit 2003 als Verein eingetragen, widmet sich die gebürtige Engländerin über ein großes Spektrum von Veranstaltungen wie Symposien, Ausstellungen und Events einem breit getragenen Urbanismus-Diskurs einschließlich der Frage nach einer Rückführung in die architektonische und stadtgestalterische Praxis.